



Als einer der ersten Bewohner der Hansa und als ihr erster Pfarrer vertrat ich stets die Anschauung, daß an der Grenze vom Urwald und Kultur, von Rot und Weiß eine Doppelaufgabe vorhanden sei: Schutz der Kolonisten vor raubmörderischen Ueberfällen und Zählung und Bekehrung der Indianer. Das Buch des Missionars Bayerlein: „Bei den roten Indianern“ wies den Weg und hielt das Gewissen wach. Die immer wieder vorkommenden Ueberfälle durch Indianer erhielten die Frage brennend. Die Geschichte des Indianerkriegs, wenn man so sagen will, gibt ausführlich Herr J. Deefe im dritten Teile seines Werks: „Das Municipio Blumenau“. Er erwähnt dabei, neben der Tätigkeit der „Waldläufer“, Begerjäger und „Begerzähmer“, auch die erfolglosen Missionsversuche von drei katholischen Kapuziner-Patres in den Jahren 1868 und 1885. Er kann nichts davon berichten, daß die evangelische Bevölkerung von Blumenau eine Missionspflicht gefühlt und irgendwie auszuführen beschlossen hätte. Nicht um meiner Person, sondern um der Ehre der evangelischen Kirche willen halte ich es für wissenswert, daß der erste evan-

gelische Pfarrer der Hanja, angeregt durch das erwähnte Buch von Bayerlein in Wort und Schrift, auf die Befehrungspflicht gegenüber den Indianern stets hingewiesen hat.

Ein fast vergessenes Zeugnis dafür hat Herr Direktor Deeke unlängst wieder in Erinnerung gebracht. Er erzählt im „Hausfreund“ (5. Februar 1921) von einer „Bugerjagd“, einer 1904 von Hammonia aus über Sandbach, Steinebach, Saltobach über die Serra do Mirador bis Indios, Krauel, Neubremen unternommenen mehrtägigen Waldstreich, an der ich mich beteiligte. Nebenbei gesagt, lernte ich damals die Gegend kennen, an deren Erschließung ich bis heute mitgearbeitet habe. Nach der Kolonisation von Sandbach, Steinebach, Saltobach soll nun das letzte Glied der Kette, die Serra, als Hochlands-Kolonisation mit Roggenbrot, Milch und Aufzucht eingeführt werden. — Herr Deeke beschreibt, daß er nach Ankunft am Indios doch etwa sich herumtreibenden Indianern, von denen man sonst nichts gespürt hatte, einen heilsamen Schrecken einjagen wollte; daher sollten alle hintereinander ihre Gewehre abschießen. Dabei stellte sich heraus, daß fast kein Gewehr recht in Ordnung war. Am wenigsten verstand sich der Träger der Winchesterbüchse auf seine Waffe. „Dr. A. sah dem Vorgang lächelnd zu. Er hatte natürlich auch keinen Schuß abgegeben, denn das war ja nicht möglich, da an seinem schönen doppelläufigen Jagdgewehr der Hahn des Schrotlaufs fehlte und für den Rugellauf hatte er keine Patronen. Als ich ihm Vorstellungen machen wollte, wie er sich so schlecht ausgerüstet in den Urwald wagen könne, erwiderte er seelenruhig: — er habe das Gewehr nur zum Schein mitgenommen, denn er wolle als Geistlicher kein Bugerjäger, sondern ein Bugerbelehrer sein. Wären wir auf die Wilden gestoßen, so würde er so wie so nicht auf sie geschossen, sondern versucht haben, ihnen näher zu treten und sie zu befehlen.“

Als im Jahre 1906 durch die Ueberfälle am Scharlach, Ende Oktober, und am Indios, Ende November, in der Hanja die Indianerfrage alle Gemüter aufs Neue erregte (Näheres darüber s. bei Deeke), geschah folgendes von meiner Seite:

Veröffentlichung des entsprechenden Teils der Leichenpredigt am Grabe von Lenchen Krause im Amtsblatt „O Dia“; Schriftwechsel mit der „Liga Patriótica para a Catechese dos Selvícolas“ (Patriotischer Verein zur Zählung der Wilden) in Florianópolis; Besprechung der Frage auf der Pastoral-Konferenz und Eingabe an den Staatspräsidenten im Januar 1907; Denkschrift über die Anlage einer Indianerstation am Oberen Krauel, Ende 1907; Verhandlung mit dem Superintendenten und Rechtsrichter; Versendung der Denkschrift nach Florianópolis; Ausführung einer Erkundungstour ins obere Krauelgebiet. Der Staatskongreß hatte damals 3 Contos de Reis ausgeworfen für die „pacificação dos Indios“; A. Fric und J. B. da Silveira verbrauchten die Mittel nutzlos. Die damals politisch führenden Männer in Blumenau waren der Sache ganz abgeneigt. „Nicht 25 \$ wären in Blumenau für Bugernmission zusammenzubringen“.

Ende 1910, Tötung des Kolonisten Pleh. Leutnant Vieira da Rosa als Indianerkommissar. Brief- und Telegrammwechsel mit ihm nach meiner Rede auf der landwirtschaftlichen Versammlung in Timbó. „Aceito com gosto conselhos queira dar-me. Ich nehme gerne Ratschläge an, die Sie mir geben wollen.“ Vorschlag einer Station am Plate. „Aceito vossos conselhos confidos carta. Ich nehme Ihre Ratschläge an, die der Brief enthält.“

Leutnant Rosa konnte, weil abberufen, die Gründung einer Station am Plate nur noch vorbereiten. Ankunft des Indianer-Inspektors Abbott und Subdirektors Miranda. Anlage der Stationen am Plate und Krauel; Ausführung einer großen Waldtour zum Morro Tanyó mit Herrn Abbott. Aufenthalt auf dem Posten am Krauel. Zeitungskrieg über die Indianerfrage. „Keine rote Kolonie in Blumenau“. September 1914 Erfolg von Eduard Hörhan am Plate. Seither kein Ueberfall mehr in der Hanja.

Da weder auf Hilfe des Staates oder des Munizips oder der kirchlichen Gemeinden zu rechnen war, so war es ein Glück, daß der neugeschaffene Indianer-Bundesdienst eingriff. Er tut es ausdrücklich als Laienkatechese; er will nur zähmen und kultivieren, nicht christianisieren.

Wie findet sich nun damit das christliche Gewissen ab?

Zunächst muß man sagen: Eduard Hörhan hat bei der Zähmungstat so viel Mut und Selbsterleugnung gezeigt, daß man ihm auch gerne das Werk der Fortsetzung überläßt, in der Ueberzeugung, er werde sein Leben nicht aufs Spiel gesetzt haben und seine Kraft weiterhin daransehen, um — nichts

zu erreichen. Der Indianer-Bundesdienst unter Eduardo hat sich sozusagen ein historisches Recht auf die Indianer erworben; allen anderen Bemühungen war ein Erfolg nicht beschieden; sie wären auch den Schwierigkeiten nicht gewachsen gewesen. Aber es ist dem Christentum doch peinlich, so in der Nähe von Heiden zu leben, ohne einen Finger zu ihrer Befehrung zu rühren.

Der amtliche Indianerdienst schließt jede dienstliche Befehrungstätigkeit als solche aus; er ist, wie alle staatlichen Dienste religionslos. Aber wenn die Beamten und Arbeiter des Zähmungsdienstes christliche Persönlichkeiten sind, wird von ganz von selbst ein christlicher Einfluß ausgehen, je weniger absichtlich und aufdringlich, desto besser. Das ist der Weg, auf dem die Kirche an die Seelen der Indianer herankommen kann. Welcher Konfession gehören nun die Beamten und Arbeiter an? Größtenteils der katholischen; also ist es das Natürlichste, wenn die katholische Kirche diese Aufgabe aufnimmt, in der sie gewissermaßen schon drin steht. Das empfiehlt sich noch aus einem weiteren Grunde. Bis 1910 war die Hanja eine zum größeren Teile deutsch-evangelische Kolonie. Seit diesem Jahre ist die Besiedelung des Rio Hercílio, schon bald nach Neubremen aufwärts mehr und mehr von Brasilianern und Italienern übernommen worden. Die Deutschen haben sich vielfach von dort zurück und nach dem Indios und Krauel hinübergezogen. Die deutsche Schule am Scharlach, die früher schon bis zu 30 Kinder hatte, ist eingegangen, weil es schließlich zu wenig Schüler waren, noch nicht 10. Dafür ist oberhalb des Scharlachs eine katholische Kirche und Kapelle entstanden. Also die Nachbargegenden vom Plate, der Dollmann, Lanisz, Wiegand, Grisebach sind vorwiegend katholisch. Mit der dortigen Bevölkerung werden sich die Indianer einmal am leichtesten vermischen und ins brasilianische Volk aufgehen.

Das katholische Lufobrasilien hat das bisher größte Missionswerk der Erde vollbracht. Es hat Millionen von schwarzen Heiden in den Schoß seiner Kirche und seines Volkstums aufgenommen, auf eine ganz andere Weise freilich, als der Protestant die Mission und Christianisierung sich denkt. Die zu Sklaven gemachten Schwarzen wurden vor ihrer Einschiffung in Afrika ohne weiteren Unterricht — wer verstand denn alle ihre Sprachen — katholisch getauft, und sie lernten allmählich die Zeremonien und alles weitere mit der Annahme der sonstigen, für sie ja meist geringen Kulturgebräuche. Ueber die Frömmigkeit und Christlichkeit ihrer Nachkommen können ihre Seelsorger sehr zufrieden sein. Ich kenne Schwarze, die scheuen 4–5 Wegstunden zur Kapelle nicht, während weiße und deutsche Protestanten schon bei einer Stunde über die Weite des Wegs jammern.

Wir wurde ein besonderes Begebnis noch zum Fingerzeig. Einer der deutschen Reservisten, die sich bei Ausbruch des Krieges hatten stellen müssen, schon immer ein aufgeregter, anormaler Mensch, hatte sich in einer verkehrten Weise das Leben genommen. Seine Leiche wurde gefunden. Ich ritt an den Platz hin. Da kam ein Indianer, sprengt und erzählte mir, daß die Indianer nun schon Wochen seien, die Beute des Postens vertreiben. Ergebrannt hätten; er lud mich ein, mitzukommen. Ich fuhr einerzeit mit auf dem Posten am Krauel gewesen. Ich fuhr jetzt wieder mitzugehen, zumal Eduardo sagte, daß er noch da und er wolle jetzt mit ihnen in Beziehung stehen, was es wolle. Da aber der unglückliche Indianer eine Frau mit sechs kleinen Kindern in armseligem Zustand zurückließ, schien mir das ein Fingerzeig zu sein, mitzuziehen um die Witwen und Waisen der Gemeinde und des eigenen Volkstums zu kümmern. Der Weltkrieg und sein Ausgang hat diese Aufgabe für die deutsche evangelische Kirche millionenfach vermehrt. Dazu kommen die vielen Diasporanöte d. h. die Nöte der Evangelischen in den abgetrennten Landesteilen und in den feindlichen Ländern. Wo also nicht ein ganz schreiender Mißstand vorliegt, da haben wir meines Erachtens keine Missionspflicht.

Zu bemerken ist ferner noch: Die Kultivierung und Seelschaftmachung der Indianer darf man sich nicht als schon sehr vorgeschritten denken; die Laienkatechese macht dieselbe Erfahrung wie die christliche Mission, daß die meisten älteren Beute der Heiden von ihrem bisherigen Leben und Treiben fast nicht abzubringen sind. Es sind sogar Rückschläge und Ueberraschungen nicht ausgeschlossen.

Die Stationsanlage am Plate liegt auf Grund und Boden, welcher der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft gehört. Die Abtretung eines größeren Gebiets als Indianer-

Reservat und die Entschädigung der Gesellschaft mit anderen Ländereien ist nicht vollzogen worden. Die Kolonisation der Hansa ist bis an das vorläufige Indianergebiet herangerückt; vom Hochlande, von Moema her rückt die Besiedelung abwärts; der natürliche Verbindungsweg führt über die Plate-Station. Der Zusammenschluß der Siedlungs- und Verkehrs-linien wird sich schließlich nicht aufhalten lassen. Vielleicht werden dann die Indianer an einen anderen, mehr abseits gelegenen Platz geschafft.

Auf der jetzigen Station als Handwerker oder Arbeiter beschäftigt gewesene Evangelische wie Herr Im. Howard, Neubremen, können Interessenten weitere Auskünfte geben.

Was man da erfährt, deckt sich mit dem, was der geistvolle Pfarrer Hermann Spörri an der reformierten Gemeinde in Hamburg in einer Predigt über die Belehrung des Hauptmanns Kornelius ausgeführt hat: „Man redet von der unwiderstehlichen Macht des Evangeliums, seiner Liebe und seines Erbarmens, auch über das sprödeste Menschenherz. Aber auch zum Verständnis der Liebe muß der Mensch erst erzogen werden, und ihre erste Form, wo es die Urbarmachung eines verwilderten Bodens gilt, ist die Zucht, wo es sich um ganze Völker handelt, die Zucht eines geordneten Volks- und Staatslebens, in das sie eingefügt werden, und vor allem die Zucht der aufgemögigten Arbeit.“ („Unvergessene Worte“, mitherausgegeben von Dr. jur. J. Scharlach, dem ersten Vorsitzenden der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft.) Diese Arbeitszucht übt am besten der Staat aus.

Aus den Erinnerungen eines alten Pfarrers.

Von Wilh. Lange.

(Fortsetzung.)

III. In Brasilien.

1. Anfang im Urwalde.

So schön der Hafen São Francisco ist, so erbärmlich war damals (1866) die gleichnamige Stadt. Sie glich fast einer Ruinenstadt, denn an der Straßenfront standen nur wenige ausgebaute und von einer zweifelhaften Bevölkerung bewohnte Häuser; meistens war nur die Vorderwand errichtet, also eine Mauer mit Türöffnungen und Fensterhöhlen, aber kein Haus dahinter, kein Dach. Dabei sah man diesen Hausanfängen das ehrwürdige Alter so manchen Jahrzehnts deutlich an. Wir hatten nicht viel Zeit zur Besichtigung dieser Herrlichkeiten: Unser Dampfer, die „Hamburg“, verschwand am Horizont, die letzte Brücke zur alten Heimat war abgebrochen. Ein kleiner Flußdampfer nahm uns auf und brachte uns in 2stündiger Fahrt nach dem zu jener Zeit noch sehr unbedeutenden, aber freundlichen Städtchen Joinville. Der Ort machte einen aus ländlichen Eindruck: kleine Häuschen, umgeben von Gärten. Man hörte nur Deutsch sprechen. Empfangshäuser nahmen unsere Leute auf, die dort warteten von Neugierigen (die Einwanderung war zu jener Zeit noch sehr selten) und solchen, die gute Ratschläge erteilten. Am nächsten Tag war ein Sonntag. Viele Fußgänger, Reiter und Wagen kamen in die Stadt. Ich freute mich über die Lebhaftigkeit eines regen kirchlichen Lebens. Als ich am nächsten Morgen ging, waren dort 10 Personen zu finden, die in den Bendas haften geblieben. Dementsprechend übernahm ich die kirchlichen Zustände. Die Schuld daran lag wohl hauptsächlich in der Person des langjährigen Pfarrers zu suchen, der laut seinem eigenen Bekenntnis den Buddhismus dem Christentum vorzog und außerdem dem Alkohol huldigte.

Es galt nun zunächst, Land zu suchen zur Anlage unserer neuen Kolonie. Mit einem Ingenieur und 2 Männern aus meiner Gemeinde machten wir uns auf den Weg dem Itapocu entgegen, wo uns die Koloniedirektion ein Stück Land überweisen wollte. Da lernte ich zum ersten Male den Urwald kennen mit seinen Schönheiten und seinen Beschwerden. Alles erschien uns so neu und fremd, es schien uns so unmöglich, mit 200 Personen, mit Frauen und Kindern, uns im Urwalde niederzulassen, ohne Fahrweg; alle vorher entworfenen schönen Pläne, wie wir unsere Kolonie anlegen wollten, erwiesen sich als mit den Landverhältnissen unvereinbar. Kurz: wir kehrten mutlos zurück und erstatteten einen Bericht, der wohl so ähnlich lautete, wie der der weiland Rundschafter in Kanaan: „Das Land ist zwar gut, aber der Schwierigkeiten sind zu viele; es ist unmöglich, es einzunehmen.“ Nach vielen Be-

ratungen und Besprechungen kaufte ich schließlich ein zusammenhängendes Stück Urwald von 10 000 Morgen und bezahlte es bar. Das ganze Land wurde auf meinen Namen verschrieben und somit war ich Großgrundbesitzer geworden. Ich gab dem Rinde auch einen Namen: „Brüderthal“. Später eröffnete ich noch ein Seitental, das jetzt unter dem Namen „Schröderstraße“ bekannt ist und einen weiten Bezirk bildet.

Bei allen Neueinrichtungen der ersten Zeit und auch noch späterer Jahre war uns ein Beamter der Koloniedirektion, Herr K., eine unschätzbare Hilfe. K. war eine prächtige imponierende Erscheinung, mit langem wallendem Barte, von uns „Rübezahl“ genannt. Er war Ingenieur, Arzt und noch vieles andere; sehr energisch, auch gelegentlich grob, aber stets hilfsbereit und praktisch. Würde ein Kind fern im Urwalde krank sein, so war ihm ein dreistündiger Pfadenweg nicht zu weit und keine Nacht zu dunkel, er kam und brachte — unentgeltlich — Rat und Hilfe. Bei jeder Arbeit voran, war er für den Urwald wie geschaffen. Leider erschien er nie ohne sein großes, an einer Schnur getragenes, mit Kaschaga gefülltes Horn, des Morgens voll, des Abends leer — d. h. das Horn.

Die nächste Aufgabe war nun, einen „Empfangsschuppen“ auf unserem Lande zu erbauen zur vorläufigen Aufnahme der 200 Personen. Es entstand ein langes Gebäude mit Dachblatt gedeckt und die 4 Wände gleichfalls aus Dachblatt gebildet. Im Inneren waren an beiden Längsseiten Bänke aus Palmiten, auf denen das Hab und Gut untergebracht war, und die gleichzeitig als Schlafstätten dienten. In der Mitte hatte jede der etwa 30 Familien ihre Kochstelle. Der Rauch entwich durch das Dach, unter dem Speck und Fleisch gut konserviert hingen. Neben diesem „Empfangsschuppen“ wurde das „Pfarrhaus“ errichtet. Eines Morgens um 7 Uhr mit dem Bau begonnen, nachmittags um 4 Uhr zog ich in das fertige „Pfarrhaus“ ein. Dieses schien ein Kind des Empfangsschuppens zu sein, genau nach demselben Muster gebaut, nur feiner, denn es war gedeckelt, während jener nackten Lehm Boden hatte. Meine Dielen bestanden aus runden Palmiten, auf denen man erst gehen lernen mußte; eine Fensterluke war vorhanden, auch eine Tür. Mein Hündchen aber verschmähte diese und ging durch die Wand, die ja nur aus Dachblatt bestand. An Möbeln besaß ich einen richtigen Tisch und einen Stuhl, alles andere hatte ich aus meinen Reisefisten hergestellt; vier in die Erde gerammte Pfähle mit einem Cipó-Geflecht bildeten mein Nachtlager. In diesem Hüttchen, 3 Meter im Quadrat, habe ich über ein Jahr sehr zufrieden und gemütlich gelebt und meine schwarzen Bohnen und carne secca verzehrt. Gemütlich war auch das Leben im benachbarten Schuppen, obgleich die bei so engem Zusammenleben von 200 Personen unvermeidlichen Unzuträglichkeiten, auch Streitereien, nicht ausblieben. Hier hielten wir auch unsere Gottesdienste ab, zwischen den 30 brodelnden Kochkesseln. Hier verbrachte man so manche schöne Abendstunde bei Gesang und Plaudern, mit Rückerinnerungen und Zukunftsplänen. Hier entfaltete sich bei Regenwetter eine rege Geschäftigkeit: Hier wurden Art- und Hadenstiele verfertigt, dort Cipó-Körbe geflochten, ein anderer schnitzte Holzlöffel oder zimmerte sich eine Bank, denn es fehlte ja eben noch alles für die künftige Haushaltung. Von hier schallten allabendlich die schönsten Lieder, aus gesangestundigen Kehlen stammend, in den schweigenden Urwald hinein. — Urwaldspoesie!

Doch zum Menschenleben gehört Geborenwerden und Sterben. Eines Abends fühlte eine Frau ihre Stunde nahe. Was nun? Im Schuppen konnte sie nicht bleiben. Was blieb mir übrig? Ich, der Pfarrei-Junggeselle, mußte für einige Stunden meine Hütte zur Verfügung stellen, und so wurde im „Pfarrhaus“ unser erstes Urwaldskind geboren, 14 Tage später ein zweites, dazwischen gab's einen Todesfall. Ein kleines Kindlein war nachts im Schlaf jedenfalls von der eigenen Mutter erdrückt worden, wie das bei dem gemeinsamen engen Liegen auf der Banke leicht möglich war. Jetzt galt es schleunigst einen Platz zum Friedhof auswählen, Wald schlagen und abräumen. Am dritten Tage wurde das erste Saatkorn der neuen Kolonie auf dem Friedhof in die Erde gesenkt.

Ein jeder arbeitete fleißig auf seinem Lande, um pflanzen zu können und eine eigne Hütte für seine Familie zu bauen. Daneben fingen wir auch gleich im zweiten Monat an, ein provisorisches Kirch- und Schulgebäude zu errichten, einfach aber geschmackvoll. Zehn Wochen nach unserer Ankunft konnte ich's einweihen, denn ich mußte auch Bekehrer sein. Daneben durfte auch der Straßenbau nicht vernachlässigt werden, denn wir mußten, um bis zur fahrenden Straße zu gelangen, 1½ Stunde

zu Fuß durch schlechteste Pfade gehen. So weit hatte ich auch zu laufen, um bis zu meinem, dort in Pension befindlichen Reittier zu gelangen. Als das Schul- und Versammlungs-Haus vollendet war, ließ ich mit dem Bau des Pfarrhauses beginnen. Dieser Bau kostete unendliche Mühe. Jedes Stück Bauholz mußte von der Hand geschnitten und durch die Pfade nach dem Bauplatz geschleppt werden. Da hatten wir uns manchmal 10–12 Mann vor einen Balken gespannt und brauchten Stunden, bis er an Ort und Stelle war. Ein Mann aus unserer Schar brannte Ziegel. Die 7000 Ziegel sind sämtlich von der Ziegelei zum Bauplatz $\frac{1}{2}$ Stunde weit durch die Pfade getragen worden, wobei sich des Zieglers Kinder beteiligten bis zum jüngsten Knirps, der stolz einen Stein trug. Ein Jahr nach Beginn waren 2 Zimmer im neuen Hause fertig, und ich konnte meine Blätterhütte verlassen, in der ich 13 arbeitsreiche, fröhliche Monate gehaust hatte.

Wer sich ein Nest baut, hat Heiratsabsichten, so ging's auch mir. Ein Mann, ein aus Rußland geflüchteter Nihilist, der sich oberhalb des Brüdertals am Japocu niedergelassen hatte, ging einst nach Joinville, um allerlei Einkäufe zu machen, weil er heiraten wollte. Nach dem Namen seiner Braut gefragt, gab er die klassische Antwort: „Die Personenfrage ist noch nicht erledigt“. Nun, für mich erledigte sich die Personenfrage in Deutschland, und meine Braut sollte ich in São Francisco abholen. Zwei Tage wartete ich dort auf die Ankunft des Dampfers in dem einzigen elenden Hotel, das vorhanden war, dem „Hotel Klappich“, das seinem Namen Ehre machte, d. h. es war alles recht klapprig und mehr als einfach. Nachdem ich einen hier vorgefundenen Kalender gründlich durchstudiert hatte, vertiefte ich mich in die Lektüre des einzigen sonst vorhandenen Buches „Moralische Erzählungen für Kinder von 10 bis 12 Jahren“. Da, endlich tutete der Dampfer. Ich fahre in einem Kanoe an Bord, muß aber eine volle halbe Stunde in unglücklichster Lage warten, bis die offiziellen Formlichkeiten erledigt sind. Von oben die Braut, von einer Schar nedender Mitpassagiere umgeben, herabblühend auf ihren im heftig hin und her schwankenden Kanoe hockenden Bräutigam, der sich bei dem hohen Seegang nicht rühren darf. Eine höchst ergötliche halbe Stunde für alle außer für die zunächst Beteiligten. Doch wie alles, so nahm auch diese ein Ende, und wir konnten uns begrüßen. Drei Tage später feierten wir im befreundeten Pfarrhause der Inselstraße bei Joinville unsere Hochzeit, und eine Woche darauf führte ich die Pfarrfrau in das halbfertige Pfarrhaus zu Brüdertal ein.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Brief.

8. Oktober 1921.

Das Trennungsgesetz unter Combes war eine Frucht des amtlichen französischen Antiklerikalismus. Es war ermöglicht worden durch die tiefgehende Gleichgültigkeit des Durchschnittsfranzosen in religiösen Dingen eine Gleichgültigkeit, die auf dem Lande auch an den höchsten Feiertagen die Kirchen leer stehen läßt, während die Bauernburschen entweder ihrer Arbeit nachgeben oder aber den Vormittag schlafend, den Nachmittag in der Aneipe zubringen. Frömmigkeit, allerdings dann auch bis zum Pietismus und zur Scheinheiligkeit gesteigert, findet man besonders in Städten, bei Frauen und in vornehmen, meist royalistischen Kreisen. Dagegen ist die in Deutschland besonders stark verbreitete Meinung, als ob gerade die nationalistischen und chauvinistischen Schreier auch meist Katholiken der Tat wären, sehr verfehlt: ein Poincaré, ein Barres, ein Daudet, ein Bessière, ein Maurras sind nichts weniger als kirchlich. Das politische Bündnis dieser Kreise mit dem Klerikalismus will weiter nichts besagen, als daß diese Herrschaften in der gegenseitigen Unterstützung jede ihren besonderen Vorteil findet: die Nationalisten begünstigen die Klerikalen Ansprüche, um ihrerseits in ihren chauvinistischen Bestrebungen unterstützt zu werden.

Trotz zeitweiliger Widerspenstigkeit, trotz des hochmütigen Stolzes selbst des französischen Klerus, der an den „gallikanischen Vorrechten“ seit Napoleons Zeiten zäh festhielt, trotz aller Bedingungen und Knehlungen, die gerade die französische Regierung dem Vatikan nie ersparte, blieb es doch dabei, daß dieser in der „ältesten Tochter der Kirche“ zugleich auch seine treueste sah. Denn der Franzose grübelt und forscht in religiösen Dingen nicht, er wird nicht von furchtbaren Gewissensnöten geplagt. Religiöse Dinge sind ihm höchst selten tiefer Zweck,

Gehalt und Wesen des Lebens, wie dem frommen deutschen Katholiken: dem Besten dienen sie als Schmuck und Zierat, dem er ein bißchen kokettierend aushängt, dem anderen als nutzloser Tand und dumme Phantastik, dem dritten als Stoff zu Hohn, Spott und Witz: als Gelegenheit zu wohlfeiler Geistesreicherei. Nicht anders taten die sogenannten „Aufklärer“; im ganzen Philosophen ernsthaft und ohne geistreiche Nebenabsichten mit religiösen Fragen auseinanderzusetzen. Aus demselben Grunde ist es ja auch in Frankreich möglich, daß es Zeitungen gibt, die nur vom Klerikalismus oder Antiklerikalismus leben: daß selbst unter der großen Pariser Presse sich wenige Blätter finden, die nicht in dieser Hinsicht auf die eine oder andere Weise „Politik“ machen.

Mit dem stärker werdenden Nationalismus, um das Jahr 1908, mußte auch wieder der Klerikalismus erwachen. Denn es bekamen nun gerade die Kreise Oberwasser, die von jeher mit ihm verbündet waren. Zunächst wurde das Heer in klerikal-chauvinistischem Sinne bearbeitet: der royalistische Offizier nahm immer mehr Oberhand, die höchsten Kommandostellen wurden gesichtlich mit „zuverlässigen Leuten“ besetzt, die zugleich Bollwerke des Nationalismus, einige sogar des ausgesprochen französischen Imperialismus wurden. Ich nenne Generale wie Michel, Pau, Castelnau, Franchet d'Espèran, Maubrun, Foch.

Mit Poincarés Wahl hatten sowohl Imperialisten wie Klerikale den endgültigen Sieg errungen. Was seither (1912) geschah, war nunmehr folgerichtige Entwicklung. Im ganzen Lande waren die katholischen Priester die eifrigsten Kriegsheizer. „Deutsche Greuelthaten“ wurden nicht so sehr von der großen Pariser Presse, als vielmehr von den unzähligen frommen Blättern, Herz-Jesu- und Landeszeitungen und Flugblättern bis ins kleinste Dorf wie auch in die Schützengräben getragen, überall den Deutschenhaß bis zur Gluthitze steigend. Bis zum heutigen Tag ist hierin kaum eine Wandlung eingetreten: vom Kardinalerzbischof und Primas von Frankreich bis zum bescheidensten Dorfpfarrer, von der Pariser „Croix“ bis zum klerikalen Provinzwinkelblättchen, überall wird derselbe Haß gepredigt und mit allerlei mystischen Zutaten verbrämt. Der Deutsche erscheint als der Antichrist, den zu vernichten eine Gott wohlgefällige Tat darstellt. Viel, sehr viel von der heute noch in Frankreich herrschenden Habschachse ist auf die Rechnung katholischer Hege zu setzen.

Für die getreue Mithilfe in der Verwirrung des Volkes verlangt natürlich die klerikale Partei von der Kammermehrheit und der Regierung eine greifbare Belohnung. Sie verlangt vor allen Dingen das praktische Außerkraftsetzen des Trennungsgesetzes zwischen Kirche und Staat, wenigstens soweit es die Schulen, die Ordensniederlassungen und die diplomatischen Beziehungen zum Vatikan betrifft. Mit anderen Worten: Sie verlangt die innere Unterhöhlung des Gesetzes, woran es nicht mehr festhalten kann, sondern sich selbst zerstört und tot, von selber zusammenfallen wird, sei es durch die Vernichtung des Kerns, seines Lebensblutes beraubt.

Der Krieg erreichte die Rückkehr der Klerikalen zum Orden. In hellen Scharen strömten die Mitglieder der Ordensgemeinschaften über die französische Grenze, die unsinnig, aber übermächtig über angebliche Greuelthaten der Deutschen in Deutschland erzählend: ein gutes Teil von den noch heute im französischen Volke kursierenden Gerüchten über „deutsche Barbareien“ gegen die Mönche. Ein solches Mönchskonto.

Der Regierung war natürlich eine solche Hilfe höchst willkommen. Sie beeilte sich, sie durch die Verkündung der „Union sacrée“, der heiligen Einigkeit, in ihren Dienst zu nehmen. Natürlich geschah das nicht ohne weitere Konzessionen an die klerikale Partei: es ging dies so weit, daß man sagen kann: während des ganzen Krieges war das Trennungsgesetz praktisch aufgehoben. Sämtliche Kräfte des Landes, die moralischen wie die physischen, waren restlos in den Dienst des Krieges gestellt. Eine vorbildliche Einheitsfront!

Der tiefkatholische, militaristisch-imperialistische Marschall Foch konnte als Sieger in Paris einziehen. Seit 1870 feierte der Klerikalismus in der Laien- und Freidenkerrepublik keinen ähnlichen Triumph. Keinen Augenblick dachte er daran, die während des Krieges errungenen Vorteile preiszugeben. Er blieb weiter der Verbündete der Regierung und drängte auf die formelle Sanctionierung der erlängten praktischen Stellung.

So begannen nun in der Kammer die Intrigen, die zur Wiederanknüpfung des diplomatischen Bandes an Rom führen sollten, und worüber ich später weiter berichten will. Vorläufig wurden mit stillschweigender Genehmigung der Regierung in allen Städten des Landes, besonders aber in Paris selber,

unter den verschiedensten Aushängeschildern und Namen Schulen und Institute aller Art gegründet. Fast sämtliche Orden setzten sich wieder in ihren noch bestehenden Häusern fest, oder sie erwarben mit ungeheuren Geldmitteln neue, so etwa eine prächtige Front in der vornehmen Rue de Bandeau, in der Nähe des erzbischöflichen Palais und des Sitzes des päpstlichen Nuntius. Man kann heute sagen, daß Frankreichs vornehme Jugend wie ehemals wieder ausschließlich in Ordensinstituten erzogen und unterrichtet wird; daß ferner das junge Offiziercorps ganz in Merikalem Geist aufwächst. Welche Bedeutung das für die zukünftige Gestaltung besonders der deutsch-französischen Beziehungen haben wird, läßt sich kaum ermessen.

Eiserne Blätter“.

Ein Gesandter von einem jüngst Verstorbenen.

In neuerer Zeit werden in den sogenannten Kolonistenschulen — d. h. in denen, welche außerhalb der Stadtplätze liegen — von den Lehrern mit ihren Schülern Theaterstücke eingeübt und öffentlich aufgeführt. Das Eintrittsgeld soll zum Besten der Schule verwendet werden.

Es sollen aber auch diese Aufführungen — wie einige Lehrer triumphierend verkündigten — eine geistige Anregung für die Schüler sein und moralisch auf sie einwirken. Wie weit das zutrifft, wissen wir nicht, denn es kommt dabei ganz darauf an, wie der Text des Stückes lautet. Wir wissen aber, daß Theater und Schule nicht zusammengehören. In unseren Schulen, wo den Lehrern sowieso schon zum deutschen Unterricht viel zu wenig Zeit gelassen wird, werden Lehrer und Schüler dadurch von dem eigentlichen Zweck der Schule abgehalten und versäumen damit eine Zeit die für die Schüler unwiederbringlich verloren geht. — „Der geistige Horizont unserer Kinder muß erweitert werden“ — heißt es weiter.

Jawohl, ganz recht, das ist ja die Hauptaufgabe eines Lehrers. — Aber Theaterstücke wirken nur auf die Phantasie des Kindes, und diese geht viel weiter als mancher Lehrer sich träumen läßt.

Kinder, von zehn Jahren bis zu ihrer Konfirmation gerechnet, sind für so etwas Feuer und Flamme und so begeistert davon, daß sie nur dies in Gedanken haben und alles andere Nebensache für sie ist. Kurz, der Fortschritt in der Schule leidet darunter.

Soll aber der geistige Horizont des Kindes erweitert werden, so gibt es doch viel bessere und sichere Mittel für den Lehrer: Erklärt Eueren Schülern in erster Linie das Leben Jesu, seine Wundertaten, seine Gleichnisse, sein ganzes Wirken. Wählt anregende Bilder aus der Naturgeschichte, z. B. die Entstehung der Koralleninseln, schildert ihnen den Ausbruch eines Vulkanes und erklärt die Ursachen, oder erklärt ihnen das Weltgebäude soweit sie es verstehen vermögen. Zeigt auch Bilder aus der Weltgeschichte, z. B. die Entdeckung Amerikas und Brasiliens, die Entdeckung in Mexiko, Vaterlandsgeschichte usw. — Geht mit den Jugendschriften und Zeitungen und freut Euch, daß die Kinder begierig danach sind und es verstehen, doch paßt es sich, daß es des Guten nicht zu viel wird. Ihr seht, die Kinder, die den Geist zu beleben, sind unerschöpflich und zu aller Arbeit und segensbringende Arbeit für den Lehrer.

Ueberlaßt das Theater den Kindern und älteren Schülern, die darüber urteilen können. — Unreife Kinder urteilen darüber nach ihrer Phantasie, die dabei oftmals ausartet. — Wohin das manchmal führt, haben wir traurige Beispiele genug.

Die Hauptquelle des geistigen Lebensstromes liegt in der Lehre Jesu, also in unserer Religion. Dies sollten alle christlichen Lehrer auf der ganzen Welt ihren Schülern zum Bewußtsein bringen, dann stände es besser mit unserer christlichen Lehre. — Nichts hat Bestand ohne Religion. — Schaut nach Osten hinüber, ob es nicht wahr ist. — Blickt in die Weltgeschichte, sie wird Euch bestätigen, was hier behauptet wird.

Des Kindes Seele ist eine Pflanzstätte und es kommt nur darauf an, was hineingesät wird. Wenn es zum Besten der Schule dient, sind Volkslieder, Deklamationen, z. B. die Glode von Schiller, der Gang zum Eisenhammer usw., dergleichen deutsche Märchenaufführungen (Grimm) oder zu Weihnachten eine Vorstellung, die auf das Fest Bezug hat — wohl erlaubt, denn dieses alles sind keine richtigen, eigentlichen Thea-

terstücke, diese können überhaupt nur von größeren Schulen mit Erfolg aufgeführt werden. — Unsere Kolonistenschulen können so etwas kaum leisten, ist auch nicht nötig, dienlicher als die Bretter auf der Bühne, sind für ihre Schüler die Bretter auf den Schulbänken, auf ihnen sollten sie sich zur Bühne des Lebens fertig machen, damit sie nicht in ihrem Lebenslauf aus der Rolle fallen — nämlich aus der Rolle eines rechtschaffenen Mannes und gläubigen Christen, um demaleinst das letzte und schwerste Examen bestehen zu können. — Das walle Gott.

Ein alter Volksschullehrer (Karl Kleine †).

Schwabenspende.

Uebersatz 206\$500.

Von Künstlerarten durch Walter Hergert, Altona, 5 \$; Otto Müller, Neubreslau, 10 \$; Ernst Rüder, Humboldt, 10 \$; im Hotel Berg (C. Kriegbaum, Ed Barreto, Frau Kalvelage, Frau L. Härtel) zusammen 14 \$; E. Schlegel, Taquaras, 25 \$. Gedenkblätter durch Lehrer Fuhrmann von Bemeditto Novo 5 \$; Frau Gertrud Groß, Heringsheim, 5 \$; zusammen 281\$000.

Die Schwabenkinder, besonders die von Stuttgart, haben einst gerne viele Lesebücher für die Schulen des Munizips Blumenau gestiftet. Wollen nicht frühere und jetzige Schüler Treue und Hilfe wiedervergelten? Die einstigen Schüler, die zuerst die Lesebücher bemühten, verdienen heute schon. Wollen sie nicht mit gutem Beispiel und einer Gegengabe vorangehen. In Deutschland, jetzt auch schon in Rio Grande do Sul sammeln Kinder, Schüler, Jünglinge, Jungfrauen eifrig für gute Zwecke. Was haben die vom Stahlfeld bisher getan? Mögen die nachfolgenden Verse anregend wirken.

Schwäbische Bitte.

A paar Jöhr sind schön verganga
's war noch en der Vorkriegszeit
Mö möh fröh und rot die Wanga
Dä hent öjere Lehrer g'tait:

Brenget alle Lesebüacher
Die uich übrig, groß und klein
Widelt's en Papier und Tüacher —
Schida mir's noch Brasilien nein!

Dene Schüler-Kamerada
En dem schöna Blumenau
Wo wer's ganze Jöhr lä bada,
Weil dia Luft so lind und lau.

Mir lent's ös net zweimal saga,
— O, wie gern hent mir es tau! —
Hent dia Büacher z'amma traga
Und uich g'schickt nöch Blumenau,

Itoupava, Pommerode,
Testo, Cedro und Timbó,
Warnow, Indahal und Bode —
Woß met meh die Nama so.

Dia ihr hent dia Büacher g'lesa
In dem guate Blumenau
Und uich emmer satt könnt essa,
Denket jeket öser au!

O, wie kalt war jeh' der Winter
Under Null so 20 Grad,
Wie es dö dia arme Kinder
Bloß und hungrig g'fiora hat!

Guate Pflög' und Sonnastrahla
Gesonde Luft am Schwarzwaldgau
Brauchtet se ond könnet's net zahla,
Helfet doch vom Blumenau.

Für jeden Milreis wird ein Deutsches Gedenkblatt als Ausstattung gegeben. Die Blätter sind von Herrn G. A. Roedel, Blumenau, zu beziehen.

Ansichten und Erlebnisse des Kolonisten Hackberg aus der Bananentiefe.

Im vorigen Brief habe ich Ihnen doch von der Wahl geschrieben. Denken Sie mal, neulich kommt der Eduard Taube und sagt: „Der Nilo hat gewonnen“. Ich meine er ist unklug, aber er sagt, er ist in Itajahy gewesen. Da hat er den Josef Krall gesprochen und der hat's ihm erzählt. Der hat doch da eine Bende, und alle seinen Herrn verkehren da. Da haben sie es ihm gesagt. — Na, nun möchte ich wissen, wie das zugehen soll.

Aber mit den Gefezzen, die es jetzt geben müßte, da weiß ich noch eins. Nämlich gegen die Zigeuner! Die sollten nicht so rumziehen dürfen, und wo sie hinkommen, da machen sie auch Unheil. Immer wollen sie Pferde austauschen. Wenn einer tauschen will, dann will er auch betrügen, sagte immer meine alte Mutter. Und sie nehmen auch Hühner, sagen die Leute. Bei mir nicht, ich habe einen bösen Hund. Aber von den Zigeunern will ich Ihnen eine Geschichte erzählen.

Da ist in unserer Tiefe eine Witfrau, die Alara Süß, was dem Ferdinand Pukner seine Tante ist. Na, die ist ja sehr genau, und tut immer, als ob sie verhungern müßte, obgleich sie was ordentliches auf der Spartasse haben soll, und sie sagen auch, daß sie beim Wölk Zinsen kriegt. Na, bei der kommen die Zigeuner durch und wollen wahr sagen und da sehen sie einen alten Kupferkessel. „Ob sie den verkaufen täte.“ Ja, meint sie, das täte sie. Na, nun hat der Kupferschmied, der Bruno Laupichler, ja schon um den Kessel gehandelt, aber dem hat sie ihn nicht gegeben, weil sie sagt, der tut zu wenig geben. Also, dem traut sie nicht und den Zigeunern traut sie und gibt ihnen den Kessel für 15 Milreis und sie machen gleich ab, daß sie einen neuen kauft für 65 Milreis. Der Laupichler wollte 75 Milreis für einen neuen. In acht Tagen bringen die auch den neuen Kessel, und der hat gefunktelt, daß man gar nicht hat hinschauen können. Na, sie zahlt also 65 Milreis, die schmutzigen 15\$000 wo ihr die Zigeuner gegeben haben und noch einen Fünzfinger mit dem grünen Rücken dazu! — Und dann setzt sie Gotabenmus auf, und rührt, und auf einmal jstcht das so und stinkt: da ist der Kessel durch. Na, nun schnell zum Bruno Laupichler nach Pinheiral, und der sagt: „aber Frau Süß, das ist ja Ihr alter Kessel!“ Na, die wollte es nicht glauben, aber der Bruno weiß doch Bescheid, der kennt doch die Kessels und hat ihr die Marken gewiesen. Nun glaubt sie es auch, aber der schöne Fünzfinger ist weg. Und der Zigeuner wird wohl nicht bald wieder kommen. Was geht sie aber auch nicht zum Bruno Laupichler, der ein ordentlicher und Evangelischer ist, sondern zu dem heidnischen Gefindel.

Mich hat auch einer mal bestohlen, aber den habe ich gefriegt. Das war kein Zigeuner, aber ein Neudeutscher. Da gibts ja sehr ordentliche drunter, aber meiner war einer von der ganz leichten Sorte. Ich merkte, daß mir immer Holz fehlen tat, und bei ihm kochte das alle Tage, aber ich sah ihn nicht Holz klein machen. Einmal hatte ich schon was gesagt wegen dem, da ist er hochgefahren, als ob er mich fressen wollte und mit Klage gedroht und so was. Na, ich habe nichts mehr gesagt, aber mein Holz habe ich so ein bißchen zurechtgemacht, und da hats auch nicht mehr lange gedauert, da gabs bei dem Musje einen großen Knall in der Küche. Ich habe nämlich so ein bißchen Pulver in die Löcher geschüttet, die die Bischen ins Holz gebohrt haben, und nu ist ihm richtig mein Holz explodiert. Geschadet hat's nicht weiter, es sind bloß zwei Töpfe umgefallen und seine Frau hat sich ordentlich erschrocken und er auch, aber mein Holz hat er in Frieden gelassen.

Manchmal gibts auch besondere Leute! Neulich ist doch am Ribeirão dos Ratos großes Begräbnis, vom alten Giesede, der früher die Schneidemühle hatte und dann die Bende, die jetzt der Bewandowsky hat, und wie ich hinkomme, da sehe ich auch gerade unsern neuen Pastor mit seinem Schimmel hinreiten, und ich denke noch, er sitzt ganz gut auf dem Pferd. Und dann bin ich rein, und der Pastor zieht sich in der einen Kammer den Talar an, da fängt was an zu predigen, ich denke, ich seh nicht recht, — der Lehrer von Ribeirão dos Ratos. „Na,“ sage ich zum Wöck, „haben die von Täu-ners das bestellt?“ „J wo,“ sagt der, „das tut der Lehrer aus sich!“ Predigt da los, wo der Herr Pastor in der Türe steht! Na, das hat aber doch manche verdrossen!

Der Gesangverein vom Ribeirão dos Ratos ist zum Sängergefest hin, hat aber keinen Preits. Einige sagen, die anderen

haben besser gesungen. Aber die vom Gesangverein sagten, das wäre nicht wahr. Ich weiß es nicht, ich bin nicht da gewesen.

Herzlich grüßt Sie

Ihr getreuer

Karl Hackberg.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Gemeinde-Verband. Die diesjährige Tagung des Gemeinde-Verbandes und der Pastoral-Konferenz ist für die Zeit um Sonntag, dem 9. Juli, geplant. Ich teile dies den Herren Amtsbrüdern im voraus mit der Bitte mit, mir etwaige Anträge baldigst mitzuteilen, damit in der nächsten Nummer möglichst die Tagesordnung erscheinen kann. Ferner bitte ich um Zusendung kurzer Berichte über die Gemeinde, um den Jahresbericht zusammenstellen zu können. Neumann.

Blumenau. In der Jahresversammlung der Delegierten am 26. März sind eine Reihe sehr wichtiger Beschlüsse gefaßt worden, die hiermit zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden.

Auf dem Kirchhofe wird dem Vorstand die Berechtigung gegeben, ungepflegte Gräber einzuebnen. Zweimal im Jahre soll eine Kommission des Vorstandes die Gräber besichtigen, solche, die nicht gepflegt sind, werden dem Rasen gleich gemacht, die Grabsteine entfernt.

Bezüglich der Konfirmanden wird bestimmt, daß kein Kind künftig angenommen wird, das nicht die schriftliche Bescheinigung seines Religionslehrers beibringt, daß es regelmäßig am Religions-Unterrichte teilgenommen hat.

Zu Totenfeiern wird die Kirche gegen eine Gebühr von 25\$000 zur Verfügung gestellt. Es kommt zuweilen vor, daß eine Aufbahrung im Wohnhause der Verstorbenen schwierig ist, oder daß jemand, der im Krankenhause starb, einen weiten Weg zum Hause und dann wieder zum Kirchhofe hat. Für solche Fälle steht die Kirche zur Aufbewahrung und Trauergottesdienst zur Verfügung. Auch für andere Fälle ist es anzuraten, eine Totenfeier in der Kirche zu halten. Im Hause kann gewöhnlich nur ein Teil der Leidtragenden dem Trauergottesdienste zu hören, da die Raumverhältnisse beschränkt sind, und die Kirchhofsfeier, die aber darum nicht aufhören soll, wird oft durch ungünstiges Wetter behindert. In der Kirche hat das Trauergeschehen gut Platz, dem Gottesdienst kann jeder folgen, und Gesang und Totenfeier selbst wirken feierlicher.

Es wird darum vorgeschlagen, künftighin eine Aufbahrung und Feier in der Kirche statt der Hausfeier stattfinden zu lassen, danach die Feier auf dem Kirchhofe. Das ist nicht Zwang, sondern ist nur ein Vorschlag im Interesse der Leidtragenden. Wst.

Der Familientisch.

über.

Von Wilhelm Arminius.

(Schluß.)

Wieder einmal hatten diese Gespenster in seiner Brust gehaust. Das Bißchen war darin umgegangen die ganze Nacht hindurch. Darum war er selbst ohne Abschiedsgruß von seinem Weibe vor Tau und Tag aufgebrochen und zur Arbeit geeilt.

Nun stand er im Morgengrauen vor den fahl und öde aussehenden Gebäuden der Arbeitskolonie, hörte die Pferde scharren, sah dem dünnen Rauchfaden aus dem Brennofen nach und konnte sich nicht zusammenraffen, vom Tage zu nehmen, was der Tag bot.

Die Arbeiter trafen ihn so. Sie glaubten, er habe ihre Pünktlichkeit untersuchen wollen, und da sie schuldbewußt waren, denn der Zeiger der Dorfuhre wies ein ganzes Stück über die festgesetzte Zeit hinaus, begannen sie zu schwachen und berückelten von einem Zug „Latern“, das sind Zigeuner, die sie auf der Chaussee hatten an sich vorbeiziehen lassen.

Welm sagte nichts dazu, zog den Rock aus und begab sich an die Arbeit.

Am Nachmittag aber kam so ein dunkelhaariger Mensch in die Mühle, den verwitterten Hut mit Hahnenfeder im Genick, die Weste weit offen, daran eine Uhrkette bid wie ein Untertau, drei Ringe auf den Fingern. Eine Schar Rühler Jungen begleitete ihn lärmend. In fremd klingendem Deutsch verlangte der Fremde, Herrn Wilhelm Zöllner zu sprechen.

Die Arbeiter traten bei seiner Ankunft aus ihren Hütten, den Menschen anzustarren. „Säll ist änn von dann Latern,“ flüsterten sie untereinander, bis Welm sie zur Arbeit zurückwies. Er ließ den Fremden in seinen Arbeitsraum treten und schloß die Tür hinter sich. Mit otem Kopf starrte er ihn an, als der Mann sich hochtrabend als Mister Robin Verbucci vorstellte und weitschweifend erzählte, er sei Leiter einer berühmten Akrobaten- und Seiltänzergruppe, die unwiderruflich nur heute und morgen Vorstellungen in Ruhla gäbe, und er bringe Grüße von — Herr Bernhard Zöllner, den er gut gekannt habe.

Welm versuchte, seine laute Rede zu unterbrechen, aber er bekam kein Wort heraus; als jener dann aus einer schmutzigen Brieftasche vorsichtig ein Päckchen Schuldscheine zog, die alle auf den Namen Bernhard Zöllner lauteten, da griff er hastig zu.

In ihm brannte und stieg die Erregung; einmal spürte er gar Lust, dem Menschen schroff die Wege zu weisen, da aber fiel ihm die letzte Nacht ein, die er mit seinem Bruder zusammen verlebt hatte. Und wie er als letztes Papier eine Rechnung über einen Sarg fand — und daneben den Totenschein — ausgestellt vom Schulzenamt eines kleinen Marschendorfes, mit dem Vermerk: Ursache des Todes: Auszehrung —, da zuckte er zusammen, und alle Kraft war von ihm gewichen.

Mit zitternden Händen prüfte er die Scheine. Sie waren echt. 's Biggen war tot. Und wie er zurückblätterte und fand, daß die Rechnungen quittiert waren, fragte er, wer sie bezahlt hätte.

„Die Frau, naderlich die gutte Frau!“ entgegnete der andere wie selbstverständlich. Und Welm erfuhr, daß Miß Carina Verbucci völlig arm geworden sei durch Bezahlen der Schulden des Herrn Bernhard Zöllner — „där ein särr gutter Freind“ von ihr gewesen, ehe sie den berühmten Leiter der Künstlertruppe, d. h. ihn selbst, wie er hier stehe, geheiratet hätte.

Welm gab dem Manne ein paar Münzen und hieß ihn gehen, aber er versprach, am Abend zur Vorstellung der Truppe zu erscheinen. Danach würde das übrige erledigt werden. Als der Schwarzhaarige Geld sah, dämpfte er plötzlich die Stimme, zeigte einen geschmeidigen Rücken und zog sich nach einigen Beteuerungen der Freundschaft für Herrn Zöllner bald zurück.

Nach seinem Weggange trafen die neuen Arbeiter bei ihrem Aufseher auf eine verschlossene Miene.

Was im Verlauf des ganzen Tages erledigt werden mußte, schaffte Welm in doppelt angespannter Tätigkeit bereits bis zum Mittag. Zwei Holzfuhren waren angeliefert und nicht angekommen — er benutzte den Ausbleib der einen und verließ kurz vor zwölf Uhr den Arbeitsplatz.

Dießmorgen war stark enttäuscht, ehe er von seiner Abwesenheit erfuhr, und alles Wichtigste heute konnte sie nicht davon überzeugen, daß Welm die Essenszeit hätte abwarten können.

Ihr Mann hatte unterdes die vergessenen Holzfuhren oben im Walde zur Ausführung gebracht, dann beim Schankwirt in Moosbach sein erspartes Geld erhoben und war in die Ruhla hineingewandert.

Von obenher kommend, sah er das ausgespannte Seil der Akrobaten bereits von weitem. Dicht hinter der Landgrafenschmiede zwischen Mühlabach und Erbstrom spannte es sich durch die Luft. Er suchte die seitlich stehenden Wagen der Gesellschaft auf; aus dem buntesten Wagen stieg gerade Mister Robin Verbucci in voller Würde.

Diesen Wagen beobachtete Welm.

Ein Kind kam spielend bis an die halboffene Tür, drückte diese ganz auf und begann mit behenden Bewegungen die Stufen herabzuklettern. Kaum war es unten und krächte vergnüglich, als ein schwarzlockiges junges Weib mit rotem Haarband in nachlässiger Kleidung herzuwies und es unter einem Wortschwall zurückholte. Als das Kind zu weinen begann, wurde es von Liebesungen fast erstickt.

Den Beobachter hatte die Beweglichkeit des kleinen Geschöpfes angezogen. Ein paarmal hatte er unbewußte Laute der Ueberraschung geäußert und die Hände ausgestreckt. Er hatte ein Kind gekannt, das ganz dieselben, nur ihm bekannten eigentümlichen Bewegungen besaß, und dies Kind hatte er oft auf den Armen getragen. — Aber noch etwas anderes, Wichtigeres, hatte er bemerkt: er hatte gesehen, daß die Mutter das Kind dort liebhatte. Die kurze Szene hatte ihm das gezeigt.

Im nächsten Wirtshaus traf er Mister Verbucci. Er ließ sich die Scheine noch einmal vorlegen; beim langen Besichtigen derselben studierte er in Wahrheit den Mann. So bildete sich in ihm die Ueberzeugung, daß die Frau nichts von der Forderung ihres Mannes wußte, und daß jenem das Geld nur Unsegen bringen würde. Dann bot er ihm endlich ein Viertel der verlangten Summe für den Besitz der Scheine.

Mister Robin Verbucci wollte aufbegehren, aber als Welm den schon hervorgezogenen Beutel schweigend wieder wegsteckte, ging er rasch auf den Handel ein. Ja, nachdem er das Geld erhalten, bat er „Herrn Zöllner, ein Glas Bier mit ihm zu trinken. Welm lehnte dies ab, zögerte jedoch noch zu gehen. Er hatte noch einen Wunsch auf dem Herzen: er wollte wissen, wie das Kind hieß. Aber da fielen ihm die barbarischen Namen der beiden Akrobaten ein, und er unterdrückte den Wunsch.

Bis die Musik zum Beginn der Vorstellung rief, durchschlenderte er das große Dorf. Dann stellte er sich gleich den vielen anderen an das den Platz abgrenzende Seil. Was aber auch vorgebracht wurde, er hatte nur die Frau mit dem roten Haarband im Auge. Und er bemerkte, daß ihr Gatte, so herausfordernd auch sein eigenes Wesen war, und so befehlshaberisch er gegen seine eigenen Leute auftrat, die eigene Frau dennoch schonte.

Da wartete er nur ab, bis diese beim Sammeln mit dem Teller auch zu ihm kam.

Und er legte ein kleines Paket, das den Rest seines Geldes enthielt, hastig darauf. Ein Zettel lag dabei; darauf stand: „Für das Kind.“

Gierig griff die Frau danach; sie witterte einen Witz. Da fühlten ihre Finger die schweren Goldstücke. Ihre großen schwarzen Augen blickten den Geber überrascht an. Aber schon war Welm ins Gedränge zurückgewichen.

Bangsam stieg er bergan, in den dunklen Hochwald hinein. Aber er war nicht allein. Erst verfolgte ihn die Musik, das Geschrei, und auch die schwarzen Augen wichen nicht von ihm. „Biggen, deine Frau, dein Kind!“ dachte er. Dann, als ihn und der Hochwald des Ringberges umrauschte, ging das Biggen selber neben ihm her, und er setzte sich mit ihm auseinander. Und einmal blieb er auf dem menschenverlassenen Pfade stehen und sprach ganz laut: „'s sind doch zwei Welten, Biggen — und was dinn is, is net onser.“ Dann stieß er seinen Stod scharf in das Erdreich, daß Geröll bergab, polterterte, und schritt weiter. Er wußte jetzt, daß doch alles so gekommen wäre, wie es gekommen war, und daß keine Zufälle daran nichts geändert hätten.

Diese Gedanken nahmen ihn gefangen auf dem langen dunklen Waldweg.

Bis er sein Häuschen vor sich sah.

Da ruckte er ordentlich zusammen und kam wieder zur Gegenwart zurück und zu sich selbst und seinem Leben. Und da erkannte er, daß sich alles verändert hatte.

Das, was er dort sah, war ihm jetzt in dieser Stunde wie ein Geschenk, wie die Gabe seines geliebten, nun toten Bruders. Mit der letzten Lebenskunde hatte er es ihm in den Schoß gelegt. Dieser Gedanke überwältigte ihn. Er rannte darauf, faßte Tür und Pfosten mit eisernem Griff und lehnte sich daran. „Nun bist dau minn, gäll, un bleibst minn!“ und es war, als ob seine Arme Haus und Inhalt mit diesem Griff für immer hielten. —

Dann geht er hinein und berichtet seinem schlaftrunkenen Weibe von den Laufereien, die er der Holzfuhren wegen gehabt hat, und ist zufrieden, daß sie ihm im Halbdunkel nicht ansieht, wie er eine Lüge sagt. Seinerseits läßt er sich erzählen, wie das kleine Trudchen heut tapfer gelaufen ist auf seinen kleinen Beinen, um den Vater zu suchen, und daß es geweint hat, weil es ihn nicht gefunden.

Er streichelt dem schlafenden Kind die blonden Härchen dafür, und dann küßt er sein Weib. Noch im Halbschlaf will das Viebschen ihn schelten, daß er sich zu Mittag nicht hat finden lassen, aber da streckt sie schon die Arme, ihn zu um-

fangen aus Freude, daß sie ihn wieder hat. Darüber vergißt sie die Schelte und schläft ein.

Welm sitzt lange am Bettrande mit geschlossenen Augen, schlaftrunken, ohne schlafen zu können. Es ist gar so viel in ihm, was erst zur Ruhe kommen muß; immerzu noch klingt die Trompete Bigdens von den Bergen herab. Die ganze Nacht hindurch spricht sie zu ihm von einer anderen Welt, einer Welt, die er nie hat begreifen können, aber in der der Bruder hat leben müssen — und an der er zugrunde gegangen ist.

Rückständige Beiträge für den Gemeinde-Verband.

Von folgenden Gemeinden fehlen die Beiträge, wobei zu bemerken ist, daß eine Gemeinde 1921 50\$000 eingesandt hat, ich weiß aber nicht, welche, und daß ich die betreffende bitte, sich zu melden.

Von Itoupava fehlen Beitrag für 1920 und 1921, Kollekte für 1921.

Von Florianopolis fehlen Beitrag und Kollekte für 1920 und 1921.

Von Santa Thereza fehlt Beitrag seit 1919, Kollekte seit 1912.

Von Theresopolis fehlen Beiträge seit 1916, Kollekten fehlen ganz!

Von Quadro fehlen die Beiträge seit 1918, Kollekten gab's noch nie!

Von S. Bento-Humboldt-Gansa fehlen Beitrag und Kollekte für 1921.

Ebenso von Hammonia.

Ich bitte, die Zahlungen zu leisten, da dies Jahr Verbandstagung ist. Es ist Bestimmung, daß jede Gemeinde jährlich eine Kollekte für den Gemeinde-Verband abhält und außerdem 2 vom Hundert der Höhe des Pfarrgehalts als Beitrag abführt.

Neumann.

Kirchennachrichten.

Evang. Gemeinde Blumenau.

Freitag, 7. April, 3 Uhr nachm., Prüfung der Konfirmanden.

Palmsonntag, 9. April, 9 1/2 Uhr vorm., Einsegnung in Blumenau; danach Beichte und Abendmahl.

Gründonnerstag, 13. April, 7 1/2 Uhr abends, Gottesd. mit Beichte und Abendmahl in Blumenau.

Karfreitag, 14. April, 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. mit Beichte und Abendmahl in Blumenau.

Oster Sonntag, 16. April, 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. in der Velha; 2 Uhr nachm., Taufen in Blumenau.

Ostermontag, 17. April, 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. in der Garcia.

An jedem Montag in Blumenau, Mittwochs in Itona, Donnerstags bei Ehrhardt in der Velha, Freitags in Itoupava norte, findet nachm. von 3 bis 4 Religionsstunde statt.

Pfarrer Neumann.

Evang. Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 9. April, Einsegnung, Beichte und heil. Abendm. in Itoupava.

Karfreitag, 14. April, Gottesd. in Fidelis.

Oster Sonntag, 16. April, Gottesd. in Itoupava-Rega; danach Prüfung der Konfirmanden.

Ostermontag, 17. April, Gottesd. in Itoupava.

Dienstag, 18. April, Osterfeier in Rio Bonito.

Sonntag, 23. April, Einsegnung, Beichte und heil. Abendm. in Itoupava-Rega.

Sonntag, 30. April, Gottesd. in Massaranduba (obere Schule). Konfirmandenaufnahme.

Die Gottesdienste beginnen um 9 1/2 Uhr.

Pfarrer Dias.

Bereinigte Evang. Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 9. April, Gottesd. in Fortaleza.

Karfreitag, 14. April, Gottesd. und heil. Abendm. in Alto Rio do Testo.

Oster Sonntag, 16. April, Gottesd. und heil. Abendmahl in Badenfurt.

Ostermontag, 17. April, Gottesd. und heil. Abendm. in Itoupavazinha.

Sonntag, 23. April, Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 30. April, Gottesd. in Fortaleza.

Die Gottesdienste beginnen um 10 Uhr vormittags.

Pfarrer Kessel.

Evang. Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 9. April, Konfirmation in Pommerode.

Karfreitag, 14. April, Gottesd. und heil. Abendmahl in Pommerode.

Oster Sonntag, Gottesd. in Rio Serro.

Ostermontag, Gottesd. in Rib. Grande.

Dienstag, 18. April, 9 Uhr vorm., Taufen in Pommerode.

Sonntag, 23. April, Konfirmation und heil. Abendmahl in Benjamin Constant.

Vom 26. April bis 11. Mai werde ich verreist sein.

Pfarrer Lange.

Evang. Gemeinde Timbo.

7. April, 9 Uhr vorm., Prüfung der Konfirmanden in Timbo.

Sonntag, 9. April, Konfirmation und heil. Abendm. in Timbo.

Karfreitag, 14. April, Gottesd. und heil. Abendm. in Beneditto Novo; 4 Uhr nachm., Beichte und heil. Abendm. in Timbo.

Oster Sonntag, 16. April, Gottesd. in Cedro Alto.

Ostermontag, 17. April, Konfirmation und heil. Abendmahl in Carijos.

Sonntag, 23. April, Gottesd. in Rio Abda.

Sonntag, 30. April, Gottesd. in Timbo.

Die Gottesdienste beginnen um 1 1/2 Uhr vormittags.

Pfarrer Hohlfeld.

Evang. Gemeinde Hammonia.

Donnerstag, 6. April, 1/28 Uhr abends, Passionsgottesd. im Unteren Rafael.

Sonntag, 9. April, 9 Uhr vorm., Einsegnung und heil. Abendm. in Sellin.

Gründonnerstag, 3 Uhr nachm., Passionsgottesd. u. heil. Abendm. in Hammonia.

Karfreitag, 9 Uhr vorm., Festgottesd. und heil. Abendm. in Hammonia; 3 Uhr nachm., dasselbe in Neubremen.

1. Osterfeiertag, 9 Uhr vorm., Festgottesd. in Hammonia; 3 Uhr nachm., Festgottesd. in Neubremen.

2. Osterfeiertag, 9 Uhr vorm., Schul- und Friedhofseinweihung und Ostergottesd. in Cederbach (Oberer Rafael).

3. Osterfeiertag, 9 1/2 Uhr vorm., Ostergottesd. in Krauel; 3 Uhr nachm., Ostergottesd. in Neu-Stettin.

Sonntag, 23. April 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Taquaras.

Sonntag, 30. April, 9 1/2 Uhr vorm., Gottesd. in Sellin.

Sonntag, 7. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. in Hammonia.

Sonntag, 14. Mai, 9 Uhr vorm., Einsegnung und heil. Abendmahl in Neubremen.

Pastor Grimm.

Evang. Gemeinde Bella Alliança.

Palmsonntag, 9. April, 9 Uhr vorm., Konfirmation und Feier des heil. Abendm. in Matador.

Karfreitag, 14. April, 10 Uhr vorm., Gottesd. an der Contra.

Oster Sonntag, 16. April, 10 Uhr vorm., Gottesd. am Südarm.

Ostermontag, 17. April, 10 Uhr vorm., Gottesd. am Mosquito.

Sonntag, 23. April, 10 Uhr vorm., Konfirmation und Feier des heil. Abendm. im Braço do Trombudo.

Sonntag, 30. April, 9 Uhr vorm., Konfirmation und Feier des heil. Abendm. im hinteren Trombudo.

Sonntag, 7. Mai, 9 Uhr vorm., Gottesd. am Pombas.

Sonntag, 14. Mai, 9 Uhr vorm., Gottesd. am Rio Batalha.

Sonntag, 21. Mai, 10 Uhr vorm., Gottesd. am Lago.

Pfarrer Hahn.

Evang. Gemeinde Brusque.

Sonntag, 9. April, Gottesd. in Brusque; danach Kindergottesdienst.

Karfreitag, 14. April, Gottesd. und heil. Abendm. in Brusque.

Oster Sonntag, 16. April, Gottesd. in Brusque; danach Kindergottesdienst.

Ostermontag, 17. März, Andacht und Kinderlehre in Aguas Claras.

Sonntag, 30. April, Gottesd. in Brusque; danach Kindergottesdienst.

Sonntag, 7. Mai, Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 14. Mai, Gottesd. in Brusque.

Evang. Gemeinde Itajahy.

Sonntag, 23. April, Gottesd. in Itajahy.

Pfarrer Batsch.